

## Stoff für viele Leben

Ein Schriftstellerleben als Abenteuer: Autor Rainer Maria Schröder.

Besuch beim Edelmessi: Kuk sammelt, verkauft und macht Kunst.

Musik und Puppenspiel im Kellertheater: Ein Traum von Freiheit.



Illustration: Studio Zubant

## Abenteuer erleben wie seine Helden

50 Kisten Material hat Rainer Maria Schröder für seinen legendären Australien-Roman gesammelt. Der Autor von Abenteuerbüchern ist ruhelos und mit seiner Frau ständig auf Recherchereisen.

Die Rastlosigkeit hat uns nicht verloren. Kaum sind wir zurück, überlegen wir, wo es das nächste Mal hingehen könnte“, erklärt Rainer Maria Schröder das Reisefieber, das ihn und seine Frau regelmäßig ergreift. „Das ist Segen und Fluch zugleich“, meint der Autor, vor dessen Haus in Palm Coast in Florida der zehn Meter lange, graumetalene Wohnwagen, angehängt an einen roten Pickup, schon zur Abfahrt bereitsteht. Diesmal führt die spontan aufkommende Reiselust das Paar mit ihrem Haus auf vier Rädern nach New Orleans.

Die Rastlosigkeit begleitet Schröder seit seiner frühen Kindheit. Der in Rostock geborene 68-jährige Schriftsteller floh 1960, kurz vor dem Bau der Mauer, mit seiner Familie aus Ost-Berlin in den Westen. Aufgrund der häufigen Umzüge in den folgenden Jahren – die Familie wohnte unter anderem in Dortmund, Düsseldorf und Köln – war sein Leben voller Zensuren. Er habe nie heimatische Wurzeln schlagen können. Vielmehr verspüre er schon als Kind den Drang, die Welt zu bereisen. Ausgelöst und verstärkt wurde dieses Verlangen bei ihm, als er die Bücher seiner Lieblingsautoren Stevenson, London, Hemingway und Twain verschlang. „Ich wollte meinen Helden nachempfinden und Abenteuer erleben.“

Mit seiner ersten großen Reise in die Vereinigten Staaten nahm Schröders Karriere als Autor von Abenteuer- und Jugendromanen, Mysterythrillern sowie historischen Gesellschaftsromanen 1980 Fahrt auf. Viele Ideen seiner unzähligen Bücher stammen aus den Erlebnissen und Erfahrungen, die er während seiner Reisen zusammen mit seiner Frau sammelt. „Es ist ein großes Glück, dass sie bereit ist, sich auf meine Rastlosigkeit und die zum Teil riskanten Abenteuer einzulassen“, sagt er über seine Frau, die ihn seit mehr als 40 Jahren auf seinen Reisen begleitet.

Riskante Situationen erlebten beide, als sie allein im Kanu die Everglades erkundeten, oder in Key West, wo sie mit professionellen Tauchern in einem Unterwasserkrater nach dem Schatz eines vor über 400 Jahren gesunkenen Schiffes suchten. Die dabei gesammelten Erlebnisse verarbeitete er später in seinem Buch „Das Goldriff“. Die Geschichte „Goldrausch in Kalifornien“ dagegen ba-

siert darauf, dass er in einer Goldmine in der Sierra Nevada arbeitete. „Nur durch die eigenen Eindrücke wird ein Roman realistisch“, betont der Abenteuerer. Ganz besonders sei das bei seinen Romanen über Australien gewesen. „Das Gefühl für die unendliche Landschaft des Outbacks und ein Gemälde auf, auf dem Eukalyptusblätter kann man nur authentisch beschreiben, wenn man selbst dort gewesen ist.“ Dieser Auffassung folgend, reist Schröder immer an die Orte, über die er schreibt. Dabei hat er keine bestimmte Vorgehensweise: „Die Regel bei meinen Reisen ist, keine zu haben.“ Die Ideen zu seinen Büchern kommen spontan. In Australien fiel ihm beim Besuch eines Museums ein Gemälde auf, auf dem Menschen in für das 19. Jahrhundert typischer Kleidung unter einem Jacarandabaum zu sehen waren. „Ich stellte mir die Frage, welches Schicksal diese Personen auf dem Bild wohl gehabt hätten“, erzählt der seit 1995 in den Vereinigten Staaten lebende Mann. Von diesem Einfall ausgehend, begannen seine Frau und er detaillierter zu recherchieren. „Wie die Wühlmäuse“ hätten sie nach Informationen in Büchern, Interviews und Kopien gesucht, erzählt er schmunzelnd. Mehr als 50 große Kisten voller Recherchematerial und 100 Seiten Notizen zu Kleidung, Geld oder Waffen seien zusammengekommen. Für den Roman habe er dann jedoch nur fünf bis sieben Prozent tatsächlich nutzen können. Doch die Mühe hat sich gelohnt: Laut der Bundeszentrale für politische Bildung zählt Schröders Australien-Roman „Unter dem Jacarandabaum“ neben Werken von Günter Grass oder Hemingway zu den 100 leserwertesten Romanen des 20. Jahrhunderts.

Ein ähnlich prägendes Erlebnis hatte er bei seiner Recherche zu dem Roman „Sir Francis – Pirat der sieben Meere“. Mit Gänsehaut unternahm der damals 26-Jährige einen Besuch in die ehrwürdige British Library in London. In einen klimatisierten Spezialraum brachte ihm ein Saalidiener das originale Logbuch des englischen Weltumseglers Francis Drake. Bei der Studie des Schiffstagebuchs durfte er selbst keine der 400 Jahre alten Seiten umblättern, das übernahm der Saalidiener. Eine Stunde lang las Schröder in dem Buch und machte sich Notizen für seinen Roman. „Die Authentizität des Buches und seines Inhaltes lieben mich in die Geschichte dieses berühmten Freibeuters

eintauchen.“ Wie unkontrollierbar der kreative Schreibprozess sein kann, wurde besonders bei Schröders Arbeit an dem Abenteuerroman „Die wundersame Reise des Jonathan Blum“ deutlich: „Kaum fing ich an, mir die Figur Jonathan Blum vorzustellen, hat sie mich gepackt. Ich führte Gespräche mit dem Typen, nachts oder beim Spazierengehen.“ Innerhalb kurzer Zeit wurde so aus dem ursprünglichen 200-Seiten-Konzept ein Roman von mehr als 600 Seiten, in der die Figur neben einer Reise um die ganze Welt auch eine Reise zu sich selbst erlebt.

Wie intensiv die geistige Arbeit an seinen Büchern sein kann, zeigen Schröders Aufenthalte im Zisterzienserkloster Himmerod in der Eifel, wo der Autor in asketischer Lebensweise ohne Telefon oder Handy an einem Klosterroman schrieb. Auch in seinem Arbeitszimmer vergisst er alles um sich herum und konzentriert sich ganz auf seine Arbeit. Vor allem die finanzielle Abhängigkeit vom Erfolg sei ein Problem, erinnert er sich Schröder, doch seit dem Erfolg seines Schreibens könne er sorgenfrei reisen.

Bei der Entwicklung seiner Romane entscheidet er ganz spontan, zu welcher

Zeit die Handlung spielen wird. Oft falle die Entscheidung schon bei der ersten Idee, wie bei der Entstehung des Romans „Das Geheimnis des Kartenmachers“. Dessen Ursprung geht auf einen kleinen Artikel aus einem Magazin der „Times“ zurück, in dem Schröder von einem Antiquitätenhändler gelesen hatte, der alte Karten aus dem 16. und 17. Jahrhundert gestohlen hatte. Während einer Reise nach Venedig baute er die Idee weiter aus.

Dass Geschichte Spuren hinterlässt, entdeckte Schröder auf jeder seiner Reisen. In den Vereinigten Staaten ließ er sich nieder, weil die persönliche Freiheit dort spürbar sei und eine viel größere Bedeutung habe als in Europa. Neben der amerikanischen besitzt er noch die deutsche Staatsbürgerschaft. „In den USA vermisse ich trotz allem das kulturelle Umfeld Europas. Sind wir jedoch länger in Europa, verspüren wir wieder den Drang, in die USA zurückzukehren.“ Nicht zuletzt diese Zwiespältigkeit führt dazu, dass Rainer Maria Schröder und seine Frau spätestens alle sechs Monate aufbrechen. Wenn die Reise mit Wohnwagen losgeht, sind sich die Weltbummler bewusst, dass das Paradies nirgends zu finden ist: „Überall, wo es Sonne gibt, ist auch Schatten!“

Julian Burmeister, Gymnasium Kenzingen

### Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG IN DER SCHULE

Verantwortlich: Dr. Ursula Kals

Pädagogische Betreuung:  
IZOP-Institut zur Objektivierung  
von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen  
Anspruchspartner:  
Norbert Delhey

#### An dem Projekt

##### „Jugend schreibt“ nehmen teil:

Aachen, Inda-Gymnasium, St. Ursula Gymnasium • Abensberg, Cabrini-Zentrum • Alzey, Gymnasium am Römerkastell • Beit Jala/Palästina, Talitha Kumi German Evang. Luth. School • Berlin, Anna-Freud-Oberschule, Berufsschule der Akademie der Immobilienwirtschaft e.V., Eckener-Gymnasium, Französisches Gymnasium, Gabriele-von-Billow-Gymnasium, Heinz-Berggruen-Gymnasium, Katholisches Schule Liebfrauen, Wald-Gymnasium • Bielefeld, Brackweder Gymnasium • Böblingen, Otto-Hahn-Gymnasium • Bochum, Walter-Gropius-Berufsschule • Bremen, Schulzentrum Grenzstraße • Büdingen, Wolf-

gang-Ernst-Gymnasium • Cham, Robert-Schuman-Gymnasium • Cottbus, Pücklergymnasium • Eschwege, Berufliche Schulen Eschwege • Flörsheim, Graf-Staufenberg-Gymnasium • Frankenthal, Albert-Einstein-Gymnasium • Frankfurt am Main, Friedrich-Dessauer-Gymnasium, Otto-Hahn-Schule, Schule am Ried • Freiburg, Max-Weber-Schule (Wirtschaftsgymnasium) • Fulda, Marienschule (Gym. für Mädchen) • Geisenheim, Internatsschule Schloss Hansenberg • Gelnhausen, Girmelshausen-Gymnasium • Gernersheim, Johann-Wolfgang-Goethe-Gymnasium • Grevenbroich, Pascal-Gymnasium • Groß-Umstadt, Max-Planck-Gymnasium • Gummersbach, Kaufmännisches Berufskolleg Gummersbach und Waldbrühl • Hamburg, Marion-Dönhoff-Gymnasium, Niels-Stensen-Gymnasium • Hechingen, Wirtschaftsgymnasium • Heubach, Rosenstein-Gymnasium • Hofgeismar, Albert-Schweitzer-Schule • Iserlohn, Berufskolleg des Märkischen Kreises • Kaiserslautern, Heinrich-Heine-Gymnasium (Sportgymnasium) • Kalkenkirchen, Gymnasium Kalkenkirchen • Karlsruhe, Europäische Schule Karlsruhe • Keckschmetz/Ungarn, Mercedes-Benz-Schule • Kenzingen, Gymnasium • Kiel, RBZ Wirtschaft • Konz, Gymnasium Konz • Koprivnica/Kroatien, Gymnasium „Fran Galović“ • Krefeld, Gymnasium am Moltkeplatz • Künzelsau, Schlossgymnasium Künzelsau • Lichtenstein, Gymnasium „Prof. Dr. Max Schneider“ • Linz

## Warum er in einem Puff lebt

Besuch in der Appenzeller Villa Kunterbunt

„Ibi en Edelmessi“, behauptet Matthias Krucker von sich selbst. Der 39-jährige Schweizer nennt sich aber lieber „Kuk“, was „Kunst und Kritizismus“ oder einfach „königlich und kaiserlich“ heißt, denn manchmal fühlt er sich selbst wie ein König, der über sein Chaos herrscht. Der Appenzeller lebt, seit er 18 Jahre alt ist, allein in seinem Gesamtkunstwerk in Schwellbrunn. Dieses Haus hat er während der Lehre in Degersheim entdeckt. Sein Erscheinungsbild passt zu dem Haus, denn er präsentiert gerne gesammelte Hüte, Kleider und Schmuck. Kuk trägt ein Nasenpiercing, und viele alte, große Ringe finden an seinen Fingern einen Platz. Zum Frühstück gibt es gerne einmal eine Siedwurst, und wenn sie gut ist, dann hat auch noch eine zweite Platz.

Warum er in einem „Puff“ lebt, wird einem spätestens klar, wenn man sein kleines Haus in dem 2017 zum schönsten Dorf der Schweiz gewählten Ort betrachtet. In jeder noch so kleinen Nische gibt es etwas zu sehen, und das nicht nur im Haus. Aber man muss erst einmal den Eingang finden. Neben einem alten Metzgerei-Schild befindet sich ein kleines Vordach, dessen Platz natürlich auch total ausgenutzt wird. Die Haustüre, genau unter diesem Vordach, befindet sich zwischen Bildern, Schildern, Laternen und geht in dem Ganzen völlig unter. Wenn man dann das Haus betritt, geht es genauso zu und her. Es gibt gerade mal knapp zwei Plätze an dem großen Holztisch in der Küche, wo man sich, ohne etwas umzustößen, hinsetzen kann. Während viele sich nicht vorstellen können, so zu leben, findet Matthias, dass das eine Einstellungssache sei, es könne halt nicht jeder in einem Schloss wohnen, was aber eigentlich sein Traum wäre. Kuk hat aber, obwohl es auf den ersten Blick nicht so erscheint, eine gewisse Ordnung im Haus und kann zu fast jedem Gegenstand etwas erzählen. Er nennt das Ganze „die Ordnung im Chaos“.

In seinem Lebenslauf stand nicht schon immer selbstständig. Gelehrt hat er Landschaftsgärtner, doch das war ihm zu anstrengend und forderte ihn nicht wirklich, weshalb er sich entschied, sein eigener Chef zu werden und Kunst zu sammeln, zu verkaufen und selbst zu machen. Die Gegenstände kauft er von Flohmärkten, Brockenhäusern oder einfach von Privatpersonen, die etwas Altes haben und es nicht mehr brauchen. Letzteres kommt öfters vor, und so geht es nicht lange, und Kuk steht mit seinem farbigen alten Auto vor

der Haustüre und stöbert interessiert. Wenn er dann etwas mit Namen oder Daten darauf findet, recherchiert er gerne nach, um zu wissen, was er denn da besitzen oder kaufen möchte. So stellt sich öfters heraus, dass einige Gegenstände mehr als 100 Jahre alt sind und eine lange Geschichte erzählen könnten.

Auch wenn vieles von ihm gesammelt ist, gibt es durchaus auch Bilder, die er selbst kriert und ausgestellt hat. Er selbst mag es, alte Bilder und Gegenstände zu verändern und etwas Neues hinzuzufügen, also kommt es schnell vor, dass ein alter französischer Adliger auf einmal eine Appenzeller Tracht trägt und dazu einen Stümpfen im Mund hat.

Während man vorsichtig durch sein Haus geht und ständig Angst hat, etwas umzuwerfen, stellt man sich irgendwann die Frage, wie er denn hier Ordnung hält und putzt? Er ist der Meinung, dass nicht immer alles steril sein muss, es sollte einfach nicht stinken und modrig sein. Wohl fühlen tut sich jeder rasch, denn es gibt mehrere Mäuse und einen Marder, die bei dem Künstler zu Hause sind. Es gibt auch einige Spinnen, die für die Beseitigung der Fliegen zuständig sind.

Seine Kunden sind vor allem Kunstbegeisterte, Sammler oder auch einfache Bauern, die sich für seine Volkskunst, wie zum Beispiel eine alte Brosche oder eine Kuhglocke, interessieren. Mit dem Verkauf hat er eine Einnahmequelle, womit er sich seine kleine Villa leisten und neue Dinge kaufen kann. Er verlangt aber nicht immer nur Geld, sondern lässt sich auch gerne zum Abendessen und einem guten Glas Wein einladen. Mit ihm Kontakt aufzunehmen ist aber nicht so einfach, wie man sich es vorstellt: Seine Telefonnummer ist nicht im Internet zu finden. Also muss man es eben auf die gute alte Art versuchen, das heißt einfach auf gut Glück bei ihm vor der Haustüre klopfen und hoffen, dass er nicht gerade auf Schatzsuche ist.

Besonders mag Matthias Krucker Volkskunst. Er liebt urtümliche Gegenstände, die von einfachen Leuten gemacht und auch genutzt wurden. „Ich weiß von vielen Sachen gar nümme, was sind.“ Wenn man jetzt aber das Gefühl hat, Kuk sei fertig mit seiner Sammlung, dann täuscht man sich. Sein Haus ist wie eine Geschichte: Es kommen immer wieder neue Kapitel dazu. Zum Abschied gibt er noch mit auf den Weg: „Im Chline glücklich sie und dött ine au d'Schönheit gseh.“

Sarah Reifler, Kantonsschule Trogen

## „Das ist voll meine Kindheit“

Statt Lehrer lieber Puppenspieler in Münsters Charivari

Thomas war der Kaspermann. Er konnte den Kasper so gut spielen, dass man sich krankgelacht hat. Ich habe die anderen Figuren übernommen und mich dadurch viel im Handpuppenspiel geübt“, erzählt Wilfried Plein. Er sitzt im Zuschauerraum seines „Charivari-Puppentheaters“, wo an den Wänden lauter Handpuppen hängen. Manche sind mehr als 90 Jahre alt. 1979 erfuhr Plein über eine Freundin, dass deren Bekannter Thomas Bohrer von seinem Großvater, einem Puppenspieler, einen Fundus an Handpuppen und Bühnenrequisiten erben würde. „Du bist doch so jemand, der immer etwas auf die Beine stellt, kannst du daraus nicht etwas machen?“, habe sie ihn gefragt. Der damalige Aushilfslehrer für Kunst am Kant-Gymnasium in Münster willigte ein.

Zwei Monate später führten er, die Freundin und Bohrer ihr Stück „Kasper will das Gruseln lernen“, vor Freunden und deren Freunden in einem zufällig gefundenen Hauskeller auf. Pleins einzige Erfahrungen mit Handpuppenspiel hatte er bis dahin im Kunststudium oder bei deren Herstellung mit Schülern gesammelt. Das Theaterspielen habe sofort funktioniert. „Wenn bei einem eine bestimmte Schraube locker ist, klappt das Sprechen intuitiv. Ich bin automatisch von Figuren inspiriert“, sagt er und schiebt seinen Arm in eine Kasperfigur, die ihm bis zum Ellenbogen geht. „Hallo, Kinder, seid ihr alle da?“, gibt er eine kleine Kostprobe.

Von den Aufführungen wussten bald immer mehr Menschen, so dass sie regelmäßiger wurden und Plein sich ihnen ab 1982 vollberuflich widmete. In diesem Jahr nahm auch der Mangel an Lehrern wieder ab, weswegen er ohne Referendariat hatte

unterrichtet können. Daher musste Plein seine Stelle als Ersatzlehrer ohnehin abgeben. Schwer fiel ihm das nicht, denn Unterrichten sei anstrengend gewesen. Außerdem hatte er keine Lust, nach eigener Schul- und Studienzeit wieder an der Schule zu sein. Im Puppentheater sei er viel freier. „Ich bin mein eigener Chef. Wer will schon nicht der Bestimmer sein?“, fragt der eher kleine Mann in bunt kariertem Hemd und kurzer Hose. Wenn ein neues Stück entsteht, arbeitet er täglich zehn Stunden daran, und das vier bis sechs Wochen lang. Den Spielplan lege er, wie er wolle, berücksichtige dabei, dass die Nachfrage im Winter höher sei als im Sommer.

Ein anderer Vorteil ist, dass er Musik machen kann. „Das hat mich schon als Kind begeistert. Ich habe in mehreren Bands gesungen und Gitarre gespielt. Lehramt anstatt Musik habe ich nur studiert, weil man von Musik nicht leben kann. Und man muss ja irgendwas werden.“ In seinen Aufführungen singen die Figuren viel, außerdem hat er CDs mit eigenen Liedern veröffentlicht.

Heute besteht das Theater neben dem gebürtigen Duisburger aus zwei professionellen Puppenspielerinnen. „Ich selber habe ja nur Learning by Doing gemacht“, merkt der verheiratete Mann an. Außerdem gebe es eine Mitarbeiterin, die neue Figuren modelliere und sie mit Kostümen ausstatte. Aus dem Nebenraum erklingt das Rattern der Nähmaschine. Ein Kassierer, ein Verantwortlicher für die Plakate und ein Informatiker, der sich um die Homepage kümmert, sorgen dafür, dass die 250-jährlichen Aufführungen reibungslos ablaufen. 40 Stücke für Erwachsene oder Kinder sind im Repertoire. „Theater und Märchen waren ursprünglich nur für Erwachsene gedacht. Zur Zeit ihrer Entstehung kannte man den pädagogischen Ansatz noch nicht, Kinder durch Erzählungen zu erziehen. Erst später hat sich das geändert, weil die Geschichten verniedlicht wurden“, erklärt der 68-Jährige.

In Münster ist das Theater bekannt. Jugendliche reagieren gewöhnlich mit „Das ist voll meine Kindheit“. Kinder bitten meist um einen weiteren Besuch. Thomas Bohrer stellte das Spielen vor zwei Jahren ein. „Nur dank der sich unverhofft angebotenen Unterstützung durch Hendrikje und Paula, die beiden professionellen Puppenspielerinnen, konnte es weitergehen. So etwas nenne ich Fügung. Das ist bei mir schon öfters vorgekommen, zum Beispiel als ich diese Räume gefunden habe.“ Das Theater befindet sich in einer Kellerwohnung nahe der Innenstadt. „Und jetzt möchte ich hier so lange weitermachen, wie es mir Spaß macht. Ein wenig habe ich schon reduziert. Auch in den Urlaub nehme ich immer zwei, drei Handpuppen mit. Die hole ich aus der Tasche und lasse sie sprechen, wenn ich Kinder treffe. So lernt man viele nette Menschen kennen.“

Elisabeth Hüffer, Marienschule, Münster